

Im Unterschied dazu, so Klaus Lichtblau, und

»im Unterschied zum *Diabolischen* trennt die *symbolische* Anweisung auf eine Ganzheitlichkeit das zu Vereinende gerade nicht« und, Kurt Röttgers zitierend: »Symbole sind zerbrochene Ganzheiten, die füreinander zum Zeichen werden (...), indem sie den Bruch (...) identifizierbar machen (...), aber eben nur im Zusammenfügen der durch den Bruch unverwechselbar individualisierten Teile« (Lichtblau 1996, S. 19 und 20).

In diesem Sinne umfasst das Symbolische in seiner Ursprungsbedeutung auch die Heilung der Traumata, das Wiedereinfügen der in einer lebensbedrohlichen seelischen Verletzung abgespaltenen Teile in eine menschliche Persönlichkeit, die wiedergefundene Ganzheit, jedoch mit ihren feinen Rissen und Narben. Fast man die Liebe als ein Gefühl der Wiedervereinigung mit den verlorenen und lange gesuchten Teilen von sich selbst auf, als die Heilung existentieller Frakturen und als ein grundlegendes Gefühl der Rückkehr und des Eins-Seins (Brinkgreve 2018, S. 61), so liegt die Verwandtschaft von Eros und Symbolon auf der Hand.

Insofern ist die menschliche Fähigkeit zur Symbolbildung und das Zusammenfügende des Symbolischen, im Unterschied zum Spaltenden des Diabolischen, selbst ein Symbol für die Legierung von Lebens- und Todestrieben unter dem Vorrang der Lebenstrieb.

Das gilt zugleich für das Denken als einem Nacheinander lautloser Wortsymbole (Arendt 2014, S. 19). So erklärt sich auch, dass Hannah Arendt das Denken einerseits und vor allem als die entmaterialisierte Quintessenz des Lebendigeins bezeichnen kann, andererseits die Aufforderung zum Denken aus Sicht des Alltagsverstandes als »Nimm die Farbe der Toten an« aufgefasst werden kann (ebd.). Schließlich gilt für Hannah Arendt:

»Die Endlichkeit des Menschen, die unwiderruflich gegeben ist durch seine kurze Dauer in einer unendlichen Zeit, die sich in die Vergangenheit und die Zukunft erstreckt, sie bildet gewissermaßen die Infrastruktur aller geistigen Tätigkeiten: sie zeigt sich als die einzige Wirklichkeit, die das Denken als Denken erfassen kann« (ebd., S. 18).

23. Zur Verhäuslichung von Leben und Tod

Wir haben in diesem Buch gewissermaßen einen Streifzug durch das symbolische Universum, insbesondere durch jene Begriffs- und Vorstellungswelten unternommen, welche uns helfen könnten, unser Leben besser zu begreifen und gut zu leben trotz der Gegenwart des Todes. Auch das Unheimliche von allem, was an Tod erinnert, hat seinen Platz im Leben und man sollte sich davon nicht hindern lassen, heimisch zu werden in der Welt und ihr auch nach dem Verlust geliebter Menschen und

Tiere gewogen zu bleiben. Wenn wir uns auch mit Sterben und Tod anfreunden müssen, auch mit dem Widerstreit von Lebens- und Todestrieben in uns, so müssen wir es gewiss nicht mit dem Töten und seinen Vorstufen im abtötenden Denken. Wir müssen uns auch keineswegs mit den in Kriegen und Bürgerkriegen in Schutt und Asche gelegten Häusern abfinden, in denen Menschen lebten, für die das Haus Schutz und Heimat bedeutet hat.

Es gibt einen weiteren, sehr menschlichen Raum, der diesen Kräften als Gefäß dient: Das Haus, und zwar in dem doppelten Sinne derjenigen Häuser, in denen wir leben, und jener Häuser, die in uns leben. Eines davon ist die Akademie, die Platon bauen ließ, um den Denken schaffenden Absenzen, wie er sie von seinem Lehrer Sokrates kannte, einen äußeren und inneren Raum einzurichten. Gaston Bachelard wiederum meint, das Haus, in das man hineingeboren wurde, zumeist das Elternhaus, sei nicht nur seelisch, sondern zeitlebens in seiner ganzen Topographie auch körperlich eingeschrieben (Hirsch 2011, S. 99).

Beide, die Häuser um uns und die Häuser in uns, auch die schulischen, akademischen und religiösen, selbst die Krankenhäuser, kennen den Widerstreit von Lebendigkeit und Entwicklung auf der einen, Erstarrung und Abtötung auf der anderen Seite. Wenn auch in unseren Gesellschaften des verdrängten Todes und der beiseite gedrängten Sterbenden immer seltener zuhause gestorben wird oder werden darf, so ist doch das Haus, vor allem das Wohnhaus, als Archetypus in der kollektiven und individuellen Vorstellung mit Leben wie mit Tod verbunden. Kein Wunder, folgt man den psychoanalytisch-historischen Untersuchungen von Otto Rank: Der erste Haustypus, den die Menschheit erbaut hätte, sei das Grabhaus für die Verstorbenen gewesen (ebd., S. 15). Dies ist mit der menschlichen Erfindung oder Entdeckung der Seele verbunden, denn dem Grabhaus liegt die Annahme zugrunde, die Seelen würden nach dem Tode weiterleben und bräuchten dafür ein Haus. Später haben die Menschen ihre Toten unter ihren Häusern beerdigt und laut Rank sei auch nach der Trennung der Wohnstätten von Lebenden und Toten dem Wohnhaus ein untergründiger Anklang an die Grabstätte erhalten geblieben (ebd., S. 170).

Die Verhäuslichung menschlichen Lebens einschließlich des Geburts- und Sterbevorganges kann demnach, vergleichbar mit der Entwicklung von Sprachen, als bedeutender Schritt in das Menschsein betrachtet werden, auch weil die Menschen sich dadurch von der Erde, mit der sie gleichwohl verbunden bleiben, entfernt haben und, anders als viele Tiere, die vorgefundene Erdhöhle zugunsten des in die Höhe und selbst gebauten Hauses verlassen haben (ebd., S. 209). Vielleicht wiederholen wir in der Kindheit diesen menscheitsgeschichtlichen Prozess, wenn wir vom Bau kleiner Höhlen zu dem von Baumhäusern übergehen.

Eine aufschlussreiche räumliche Denkbewegung aus Kinderzeiten berichtet der Soziologe und Philosoph Oskar Negt. Die unvorstellbare

Enge des elterlichen Bauernhofes, in dem es zudem keine Trennung von Gebäuden für Menschen und Tiere gab, veranlasste ihn zur Flucht in eine selbstgebaute Höhle, die nur er selbst betreten durfte. »Diese Höhle war praktisch (...) mein eigentliches Zuhause« (Negt 2016, S. 87). Hier gewinnt das Thema freier äußerer und innerer Denkräume einen besonderen Akzent:

»Es wird mir erst heute klar, wie stark die Phantasieräume, die ich mir schon als kleiner Junge geschaffen habe, meine späteren Erkenntnisinteressen steuerten. (...) Phantasie als das lustbetonte Erkenntnismedium spielt in meinem ganzen wissenschaftlich-politischen Leben eine zentrale Rolle – anders als in Platons Höhlengleichnis ist hier der Aufstieg der Schattenexistenzen zum Licht bereits geglückt« (ebd., S. 87 f.).

Von der Übertragung einer anderen, ebenfalls befreienden räumlichen Bewegung aus Kinderzeiten in den Raum wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung berichtet Christien Brinkgreve. Die Freiheit auf der Ferieninsel ihrer Familie, Terschelling, bestand im weiten Raum des Fahrradfahrens, gemeinsam mit anderen Kindern oder allein; nicht zuletzt allein, im Lieblingsspiel »Mit dem Bus.« Es gab keinen Bus, der Bus war sie selbst auf ihrem Fahrrad. Sie konnte selbst bestimmen, an welchen Haltestellen sie halten wollte und an welchen nicht, wo ihr die Menschen gefelen und wo nicht. Im Rückblick denkt sie, dass die Projekte, die sie außerhalb der Universität entwickelte, viel von dem Bus hatten; sie konnte selbst den Kurs bestimmen und mit den Menschen sprechen, mit denen sie sprechen mochte. Man konnte Haltestellen verlegen und fruchtbare Umwege machen, der Fahrplan wurde unterwegs entworfen. Es ist lebendig in diesem Bus, wie sie ihn verinnerlicht und wieder nach außen getragen hat. Gedanken und Einfälle haben wieder freies Spiel und werden durch andere aufgefangen und aufgegriffen, die wieder ein anderes Licht darauf werfen: Denken im pluralen Wechselspiel (Brinkgreve 2018, S. 156 ff.). Das alles, die langen Sommer, der Bus, die Freiheit, sie liegen in der Luft, wenn die Autorin bei ihrem Dünenhäuschen aus dem Auto steigt (ebd., S. 157) – jenem kleinen Haus, in dem große Teile des Buches entstanden sind, bei dem ich immer wieder hier in meinem Buch Zwischenhalte einlege.

Wie in einer heilenden therapeutischen Regression in der Psychoanalyse wird bei Brinkgreve wie bei Negt lebendiges Denken aus Kindertagen durch Verinnerlichung guter eigener Denkräume gerettet und erweitert. Beide Denker sprechen das erst aus, vielleicht sogar vor sich selbst, als sie altershalber die schlecht gelüfteten akademischen Gebäude verlassen haben. Stehen viele akademische Schattenexistenzen demgegenüber nicht bereits dem Totenreich nahe und denken halbtote Gedanken?

Der Psychoanalytiker und Gruppenanalytiker Mathias Hirsch hat nicht nur die Bedeutung der Gruppe als lebender Behälter menschlicher

Emotionen und Gedanken beschrieben, sondern auch die grundlegende Bedeutung des Hauses als Gefäß menschlichen Seins, Bewusstseins und Unbewusstseins, wie es sich etwa als Haus im Traum, im Märchen, in Kinderzeichnungen oder in der Psychotherapie zeigt. Die Bedeutung des Unbewussten ergibt sich dabei schon aus Freuds Diktum, dass das Ich nicht Herr im eigenen Hause sei, wir als bewusstes Ich nicht unser ganzes Seelenleben überblicken, geschweige denn bestimmen können.

»Das Haus steht auch für den Spannungsbogen zwischen Geburt und Tod, es bezeichnet den Mutterleib, aus dem wir geboren wurden, und auch das Grab, mit dem die Erde uns wiederaufnimmt. Mehr noch, mit dem Haus werden Lebensstationen bezeichnet (...)« (Hirsch 2011, S. 210).

Wie die einzelnen Menschen und ihre zahllosen Gruppenbildungen können wir uns auch Entstehung und Entwicklung ihres gesellschaftlichen, familiären und individuellen häuslichen Lebens als Wandlungskontinuum vorstellen und diesen Aspekt mit einem Prozessbegriff wie Verhäuslichung – insbesondere Verhäuslichung menschlicher Vitalfunktionen, zu denen ich auch das Denken rechne – besser begreifen (Gleichmann 2006 c). Gewiss steht das im Kontrast zu der Heimat- und Gewissheitssuche, die mit dem Haus als Sehnsuchtsort verbunden ist. Aber das begriffliche Symbol »Wandlungskontinuum«, von Norbert Elias ins Spiel gebracht, kann dazu verwendet werden, um die Spaltung des Denkens zwischen monolithischen Vorstellungen und dem heraklitischen *alles fließt* aufzuheben. Der Wunsch, »Dinge«, »Gegebenheiten« eben als solche, also unter dem Gesichtspunkt des Unwandelbaren zu betrachten, dessen, was uns bleibt, kann selbst wieder als Versuch gelesen werden, Vergänglichkeit, vor allem die eigene, zu übersehen. Wenn wir auf der anderen Seite den um Wandel wissenden Wunsch nach Ruhepolen ignorieren, bleiben wir blind gegenüber dem *Kairos*, dem glücklichen Augenblick, wie er immer neu und unverhofft auftaucht.²¹

Und so zeigen sich in den Untersuchungen von Hirsch, besonders in den psycho- und gruppenanalytischen Fallstudien, abtötende Projektionen auf die Häuser, die dann von diesen zurückgespiegelt werden, vor allem da, wo um jeden Preis etwas konserviert werden soll, oder gar etwas Vergangenes, das unglückliche oder fehlende Elternhaus, mit untauglichen, verdinglichten baulichen Mitteln, »wiederhergestellt« werden soll, Versuche also, etwas wiederherzustellen, das nie war. Wenn auch für Ernst Bloch Hoffnung, jedoch ihrer selbst bewusst werdende Hoffnung, sich auf jene utopische Heimat richtet, die jedem in die Kindheit scheint, die doch niemand verlebt hat, so ist diese eine welt- und zukunfts offene Hoffnung und Heimat. Mit dem konservierend gedachten Heim jedoch

21 Vgl. zum Verhältnis von chronologischer Zeit und dem Kairos, besonders in der Gruppenanalyse: Waldhoff 2012

tötet man genau das ab, was man konservieren zu wollen glaubt. Eine Patientin von Hirsch berichtet beispielsweise:

»Die Wohnung des Vaters, die inzwischen dem Bruder gehört, ist erstikend, genau wie die Verwandten, wenn einmal eine Anzahl von ihnen zusammen sind (...) »Unsere Familie ist einfach so; man sagt nicht die Wahrheit, bleibt an der Oberfläche.« (...) In der Wohnung des Bruders hingen die Fotografien der Eltern an der Wand, kein einziges Foto des Bruders und seiner Frau. »Mein Bruder lebt da, als ob er tot wäre.« Der Bruder ist gegen die analytische Behandlung der Patientin: Man benennt die Sachen nicht! Er hat zeitlebens immer weit unter seinen beruflichen Möglichkeiten und seinen intellektuellen Fähigkeiten gearbeitet (...) Er hat keine Kinder und eine Frau, die nicht spricht...Er lebt das Leben des Vaters in der Wohnung des Vaters« (Hirsch 2011, S. 200 f.).

Anstelle weiterer klinischer Fallvignetten könnte hier Isabell Allendes Geisterhaus angeführt werden, erst recht eine weitere künstlerische Auseinandersetzung, Gregor Schneiders Projekt des Haus ur und des Totes Haus ur (ebd., S. 53 ff.) Schneider hatte noch als Jugendlicher damit begonnen, sein Elternhaus über letztendlich 15 Jahre hinweg auseinanderzunehmen und wieder neu zu montieren. Als er das Haus in den deutschen Pavillon der Biennale Venedig 2001 hineinbaute, wurde es für ihn zum *Totes Haus ur*: »Ausstellen ist immer ein Abtöten der Arbeiten«, sagt er, »während die Arbeit das Leben selber ist« (ebd., S. 54). Hier wird das Ausstellen offenbar mit der Melancholie des Fertiggestellten in Verbindung gebracht, dem Leben, mit dem man abgeschlossen hat.

Mathias Hirsch äußert die Vermutung, dass Thomas Manns türkisches Sprichwort »*Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod*« ursprünglich ein arabisches Sprichwort sei, und Mann es Hugo von Hofmannsthal's Umdeutung eines Märchens aus Tausendundeiner Nacht entnommen haben könnte. Der reiche, zurückgezogen lebende Kaufmannssohn dieser Geschichte denkt über die Nichtigkeit und zugleich Schönheit der Dinge nach, immer wieder denkt er auch an den Tod, aber, da er nicht krank ist, ohne Schrecken.

»Er sagte: »Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod«, und sah jenen langsam heraufkommen über die von geflügelten Löwen getragene Brücke des Palastes, des fertigen Hauses, angefüllt mit der wundervollen Beute des Lebens« (zitiert nach Hirsch 2011, S. 164).

Warum sollten wir nicht neben den Schrecken eines schlecht begleiteten oder grausamen oder arg verfrühten Todes immer und zugleich auch jenen märchenhaften Tod aus Tausendundeiner Nacht träumen und denken können, der das Gehäuse oder Haus des Lebens als fertiggestellten Palast sieht, angefüllt mit all dem Guten, dass wir im Laufe des Lebens erfahren haben?

24. Ist lebenssteigernder Nahtod denkbar?

In der führenden medizinischen Fachzeitschrift »The Lancet« erschien 2001 eine Studie des niederländischen Kardiologen und Nahtodforschers Pim van Lommel über Nahtoderfahrungen von Überlebenden eines Herzstillstandes (Lommel u.a. 2001), die mittlerweile zu einem umfangreichen Buch ausgearbeitet ist (Lommel 2014). Auch an diesem Beispiel der vielleicht radikalsten Todesnähe lässt sich ablesen, dass die Integration des Todes in das bewusste Leben und die offene Kommunikation mit anderen zu einer unglaublichen Intensivierung der Lebenserfahrung führen kann und unter sonst unbeeinträchtigten Bedingungen auch führt. Dieser Punkt ist eine entscheidende Bedingung, da sowohl viele Menschen mit Nahtoderfahrung als auch – und verstärkt noch – das soziale, kulturelle, medizinische und wissenschaftliche Umfeld, welches sie prägt, diesem Integrationsversuch enorme Widerstände entgegengesetzt. Dies gilt vor allem für die westlich geprägten Staaten, weniger beispielsweise für Indien. Trotz des zumeist positiven Inhalts der Nahtoderfahrung »erwies sie sich in diesen Fällen als eine traumatische Erfahrung, da der Verarbeitungsprozess sehr mühevoll war (ebd., S. 79).

Einige für unser Thema wichtige Veränderungen bei der Integration der Nahtoderfahrung (überprüft unmittelbar und nach zwei und acht Jahren) sind laut der methodisch sehr sorgfältig angelegten niederländischen Studie, die durch andere bestätigt wird, folgende: Die Furcht vor dem Tod geht weitgehend verloren, eine größere Wertschätzung und Sinnhaftigkeit des Lebens, Akzeptanz und bedingungslose Liebe für sich selbst, andere und für die Natur ergibt sich, ebenso eine Akzeptanz, die auch die eigenen Schattenseiten einschließt, ein Denken in größeren Zusammenhängen, das Bewusstsein, dass jeder und alles miteinander verbunden ist und dass jeder Gedanke Einfluss auf das eigene Ich und auf andere hat; ferner: gesteigertes Selbstwertgefühl, ein Erleben transpersonaler Aspekte des menschlichen Bewusstseins, welches an C.G. Jungs Konzept eines kollektiven Unbewussten erinnert, die über das Persönliche und das Ego hinausgehen, mehr Mitgefühl für andere, ein Verlassen der Beschränkung auf die eigene Perspektive, eine erhöhte intuitive Sensibilität; man werde versöhnlicher, toleranter und gefühlvoller, die Wertschätzung menschlicher Beziehungen wächst, ein starkes Gerechtigkeitsgefühl und Bedürfnis, die Wahrheit zu sagen, tritt auf, man schätzt die kleinen Dinge des Alltags und den gegenwärtigen Moment stärker und, zusammenfassend: eine stärkere Wertschätzung des Lebens insgesamt ebd., S. 72–100, 384). Mit anderen Worten: das Gegenteil sämtlicher Formen der Abtötung im Denken, wie sie am markantesten bei der Verleugnung des Todes auftritt.

Es soll auch angefügt werden, dass Formen gesteigerter Intuition zu Problemen führen kann, weil Hellsichtigkeit, erhöhte Sensibilität und